
Abschied

Kim Strübind

So füllen Form um Form wir ohne Rast,
Und keine wird zur Heimat uns, zum Glück, zur Not,
Stets sind wir unterwegs, stets sind wir Gast,
Uns ruft nicht Feld noch Pflug, uns wächst kein Brot.
(Hermann Hesse, Klage)

Nach beinahe 20 Jahren als Schriftleiter der Zeitschrift für Theologie und Gemeinde gebe ich dieses mir so lange anvertraute Mandat zurück. Für das mir entgegengebrachte Vertrauen und die immer verlässliche Zusammenarbeit innerhalb des Vorstands bin ich ausgesprochen dankbar, besonders im Blick auf das, was wir mit der „Gesellschaft für Freikirchliche Theologie und Publizistik“ und unserer als Jahrbuch verfassten Zeitschrift gemeinsam zu Wege gebracht haben. Zu danken habe ich auch den vielen Beiträgerinnen und Beiträgern, an denen es nie mangelte und die dieses neue Forum freikirchlicher Publizistik als Chance sahen, die theologisch überschaubare freikirchliche Welt durch Selbstgedachtes zu transzendieren.

Der Abschied von meiner Tätigkeit als Schriftleiter erfüllt mich mit Wehmut. Der Schritt ist aber folgerichtig und verdankt sich persönlichen Gründen, zumal mir die freikirchliche Welt, wie in den vergangenen Jahrgängen nachzulesen, zunehmend fremd geworden ist. So stehe ich an einem Ort, an dem ich wie auf die eigene Kindheit zurückblicke, in die es kein Zurück und ohne die es andererseits weder Gegenwart noch Zukunft gibt. Dieses Lebensgefühl teile ich, wie ich in dieser Zeit erfahren habe, mit vielen Leidensgenossen, die sich in der freikirchlichen Welt nicht mehr zu Hause fühlen.

Die ZThG war für mich immer eine temporäre Heimat in der freikirchlichen Fremde, die dem Zugriff kognitiver evangelikaler Selbstbeschränkung und ihrer selbstverschuldeten Unmündigkeit entzogen war – und hoffentlich auch bleibt. Als wir uns 1995 als Verein gründeten, erwogen einzelne Mitglieder der damaligen Bundesleitung des BEFG doch tatsächlich, ob sie gegen uns vorgehen sollten. Und das bevor der erste Schuss gefallen und der erste Jahrgang unserer angekündigten neuen Zeitschrift erschienen war. Allein die Tatsache schien bereits verwerflich, dass wir es wagten, die Luft-
hoheit über die theologische Selbstausslegung durch die damalige Bundesleitung und die Lehrenden am baptistischen Theologischen Seminar in Frage zu stellen. In den verfilzten Strukturen der damaligen Ämter-Patronage, in der sich die leitenden Persönlichkeiten immer wechselseitig in ihre Ämter hievt, war ein kritisches theologisches Forum das letzte, was man wollte.

Als kleiner Kreis baptistischer Theologinnen und Theologen und theologisch Interessierter schlossen wir uns 1995 in unserer damaligen Privatwoh-

nung am Marienplatz in Berlin zusammen und gründeten die GFTP. Die Idee war mir während eines Urlaubs, genauer bei einem Strandspaziergang in Frankreich gekommen. Ich hatte den Eindruck, den „Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden“, dem ich als Pastor angehörte, noch einmal neu und jenseits tradiert Formeln und Phrasen gemeinsam mit Anderen denken zu müssen. Ich fand rasch Gleichgesinnte, die dieses Anliegen unterstützten und meine eigene Unzufriedenheit mit den Zuständen in unserer Freikirche teilten. Als in der akademischen Welt der theologischen Fakultäten groß Gewordener überzeugten mich die bisherigen Selbstbestimmungen und die theologische Oberflächlichkeit nicht mehr, mit denen ich während meines Kandidatenjahres am Theologischen Seminar der Baptisten konfrontiert wurde. Sie erschienen mir undurchdacht, lebensfremd und vom Geist des 19. Jahrhunderts geprägt, der nur wenige Anhaltspunkte in der tatsächlichen Gemeindegelt hatte und deren systemische Realität durch pathetische Phrasen weitgehend unberücksichtigt blieb. Wenig mehr als ein bisschen „Schleiermacher für's Volk“. Die vermeintlichen theologischen Konstanten, die man uns beizubringen versuchte, spielen in Wahrheit aber nur eine untergeordnete Rolle. Tatsächlich „funktioniert“ eine Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde bei näherem Hinsehen nicht anders als jeder Kaninchenzüchterverein. Weder die Behauptung einer „Gemeinde nach dem Neuen Testament“ noch die Konstruktionen der dogmatischen Illusionskünstler waren wirklich überzeugend.

Seit der Krise um den vormaligen baptistischen Seminardirektor und systematischen Theologen Eduard Schütz Mitte der 80er Jahre war der Bund Evangelisch-Freikirchlicher Gemeinden ein theologisch vermintes Terrain, in dem vor allem die Angst und die theologische Unaufrichtigkeit den Ton angaben. Diese Atmosphäre war auch unter den Studierenden am „Theologischen Seminar“ spürbar. Schütz hatte es gewagt, die Historizität der Jungfrauengeburt Jesu und ihre theologische Signifikanz öffentlich infrage zu stellen. Dies war allerdings längst Common Sense im Bereich akademischer Theologie (außerhalb der baptistischen Welt), und als damaliger Theologiestudent verstand ich die ganze Aufregung nicht. Evangelikale und fundamentalistische Kreise innerhalb des BEFG hatten Schütz' Entlassung aufgrund seiner „bibelkritischen Irrlehre“ gefordert und waren damit letztlich erfolgreich. Damals entpuppte sich für mich die behauptete „Glaubens- und Gewissensfreiheit“ – eine baptistische *nota ecclesiae* – als Farce.

Das aus der Schütz-Krise resultierende Klima der Angst vor den „Bibel-treuen“ und deren Versuch, theologische Mündigkeit unter den Vorbehalt ihrer Orthodoxie zu stellen, hatte den freikirchlichen Gemeindebund des BEFG mehr als ein Jahrzehnt lang innerlich gelähmt. Der theologische Diskurs beschränkte sich rhetorisch weitgehend auf bigottes Geschwurbel und theologisch Unbestimmtes, mit dessen Hilfe man bis heute einen Gemeindebund zusammenzuhalten sucht, der zwischen Evangelikalen, charismatisch bewegten Enthusiasten und anderen Strömungen permanent seine Gegensätze und inneren Widersprüche ausagiert. Theologiestudierende wurden

seinerzeit ermahnt, bestimmte Dinge nicht in den Gemeinden zu verbreiten, um Unruhen zu vermeiden. Es war die McCarthy-Ära des BEFG, in der theologisches Geplapper und Stromlinienförmigkeit das Tagesgeschäft bestimmten.

In diese Welt passten „wir“ nicht, und es gab daher gute Gründe, etwas anders zu machen. Als wir die GFTP gründeten, hatten wir uns jedenfalls vorgenommen, uns dieser Atmosphäre der theologischen Unfreiheit beherzt entgegenzustellen. Uns stand eine ehrlichere Theologie vor Augen. Sie sollte angstfrei und unabhängig von amtlicher Bevormundung, insofern recht verstanden „freikirchlicher“ und zugleich ökumenisch lernbereiter sein als die Welt des theologischen Biedermanns und seiner begrenzten religiösen Weltsicht. Unseren Aufbruch verstanden wir als Suche, die an unsere akademische Ausbildung anknüpfte, die wir – abgesehen vom obligatorischen Kandidatenjahr – weitgehend nicht am Theologischen Seminar der Baptisten in Hamburg absolviert hatten, wofür ich noch heute dankbar bin.

Die ZThG wurde somit die erste, von kirchlicher Einflussnahme unabhängige theologische Zeitschrift des deutschen Baptismus, die sich von der nach der Schütz-Krise einsetzenden Orthodoxie des eher bräsigen „Theologischen Gesprächs“ deutlich abhob. Im Unterschied zu Letzterer wurde unsere neue Zeitschrift rasch von einer außerbaptistischen Öffentlichkeit wahrgenommen und eifrig gelesen, wie die Reaktionen, die steigenden Abonnements öffentlicher Bibliotheken und die Publikationsanfragen zeigten, die wir nur mit Mühe bewältigen konnten. So verdoppelte sich der anfänglich angedachte Seitenumfang rasch, und auch die Auflage schoss in die Höhe. Die ersten beiden Jahrgänge mussten wir kostenaufwändig und teils mehrfach nachdrucken.

Der rasche Erfolg lag auch daran, dass wir uns nicht scheuten, alle theologisch heißen Eisen anzufassen, derer wir habhaft werden konnten. Auf dem Hintergrund jährlich stattfindender Symposien haben wir zudem nach und nach alle Behauptungen des baptistischen Selbstverständnisses auf den Prüfstand gestellt und die Ergebnisse publiziert: Die kritische Auseinandersetzung mit dem evangelikalen Schrift- und Taufverständnis, die Wahrnehmung der ökumenischen Realität und eine ekklesiologische Selbstkritik wurden gewissermaßen zu unseren Markenzeichen. Neue kirchengeschichtliche Einsichten stellten die Genese des deutschen Baptismus zudem in einen größeren historischen Horizont und entzauberten die bis dahin verbreiteten Geschichtsmymen der baptistischen Selbstdeutung. Und von einem *Taufverständnis* der deutschen Baptisten zu sprechen, erscheint nach dieser Bestandsaufnahme reichlich hyperbolisch, denn „verstanden“ wird in diesem wirren Konglomerat amorpher und eigenartig widersprüchlicher Praktiken um die Fragen von Taufe und Gemeindegliedschaft tatsächlich bis heute nur sehr wenig.

Die sogenannte Bundeskrise Anfang des neuen Jahrtausends und die Ergebnisse der BALUBAG-Gespräche sowie die anhaltend dürftige Diskussionskultur innerhalb des Baptismus, der an jeder Kontroverse zu zerbrechen

droht, haben meine Entfremdung erheblich verstärkt. Der BEFG ist nach meiner Einschätzung keine Kirche im Vollsinn, sondern nur dessen Simulation, wie ich in der letzten Ausgabe der ZThG schrieb. Die freikirchlich postulierte Freiheit ist „nur der Name für die Versuchung, ins Unmögliche zu desertieren“ (Peter Sloterdijk), in eine naive religiöse Märchenwelt, mit religiösen Avataren, die man spätestens jenseits der 40 hinter sich gelassen haben sollte. Viele meiner kritischen Essays waren wohl schon Nachrufe und Schwanengesänge auf eine nachgeholte religiöse Kindheit, von der ich mich ein bisschen zu spät verabschiedete.

Das Amt des Schriftleiters einer freikirchlichen Zeitschrift gehört jedenfalls in andere, berufenere Hände als meine.

Man mag meinen Weg als ein Zerrbild, Missverständnis oder als ein Scheitern an der von mir wahrgenommenen freikirchlichen Welt betrachten. Ich widerspreche nicht, deute ihn aber auch als überfälligen Aufbruch, bei dem ich noch nicht weiß, wohin er mich – Deo volente – führen mag. Immerhin bin ich mir bewusst, warum diese Welt nicht (mehr) die meine ist. Das Leben ist womöglich nur „eine Aneinanderreihung von Traumata, aus denen wir im besten Fall lernen. Wir irren vorwärts“ (Arnold Retzer).

Gleichwohl bleibe ich der GFTP und ihren Zielen als Mitglied verbunden und wünsche mir, dass sie der Motor einer anderen freikirchlichen Realität bleibt. Und wer weiß – vielleicht hat Gott mit den Freikirchen in Deutschland ja tatsächlich noch etwas vor und straft meinen diesbezüglichen Unglauben Lügen. Aber so lange kann ich nicht warten. Auch irren will gelernt sein.